

„Frühneuhochdeutsche Wörterbuch“ (S. 1510) ausgewertet wurde. Weitgehend überflüssig erscheinen hingegen nacherzählende Passagen zu „Grunewegs Weg in den Orden“ (S. 1526), Ausführungen zum Zölibat und hier besonders zur aktuellen (!) Diskussion um die „Zulassung von Frauen zur Ordination“ (S. 1527) bzw. dem möglichen oder unmöglichen Charakter eines Ordensmannes als „third gender“ (S. 1529). Spekulationen über eine mögliche „Hemmungshomosexualität“ (S. 1529) als Ursache für Grunewegs verdrängte homoerotische Neigungen gehören nicht in eine Einleitung; hier hätte der Hinweis auf notwendige mentalitätsgeschichtliche bzw. psychologische Forschungen ausgereicht. Dasselbe trifft zu auf den Teil „Visionen“ (S. 1613-1622). Überflüssig sind auch die zwar informativen, allerdings bereits 1998 andernorts erschienenen Ausführungen der Herausgeberin zur „päpstlichen Politik gegenüber Polen-Litauen zur Zeit der ersten Interregna“³ und die Bemerkungen zur Kreuzsymbolik (S. 1622-1625). Insofern ist Michael G. Müller zuzustimmen, der kritisch angemerkt hat, dass es Almut Bues im Kommentar nicht gelungen ist, den „Kontakt mit der aktuellen Forschungsdiskussion“⁴ herzustellen.

Allerdings, das sei abschließend mit Nachdruck betont, schmälert das die insgesamt verdienstvolle und arbeitsintensive Leistung der Herausgeberin keineswegs, die einen originellen und wichtigen Quellentext kommenden Forschungen gut aufbereitet zur Verfügung gestellt hat. Dafür sei Almut Bues und ihren Mitarbeiter*innen an dieser Stelle ausdrücklich gedankt.

Frank Steffen, Leipzig

3 Vgl. Almut Bues: Die päpstliche Politik gegenüber Polen-Litauen zur Zeit der ersten Interregna, in: Alexander Koller: Kurie und Politik: Stand und Perspektiven der Nuntiaturrechtswissenschaft, Tübingen 1998, S. 116-136.

4 Müller, Rezension (wie Anm. 2), S. 296.

Melanie Arndt: Tschernobylkinder. Die transnationale Geschichte einer nuklearen Katastrophe, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht Co. KG 2020, 499 S., ISBN: 978-3-525-35208-3.

Melanie Arndt kommt in der vorliegenden überarbeiteten Version ihrer 2018 an der Universität Regensburg eingereichten Habilitationsschrift zu dem Schluss, dass trotz der Katastrophenerfahrung „die Mehrheit der Befragten ‚Tschernobylkinder‘ die Nutzung der Atomenergie [befürwortet]“ (S. 403) und liefert damit eine Erklärung für die am 07.11.2020 auf den ersten Blick verblüffend widerstandslos über die Bühne gegangene Eröffnung des belarussischen KKW Ostrowez.

Mit dem insgesamt gelungenen Versuch einer am Beispiel der „Tschernobylkinder“-Verschickung exemplifizierten Verbindung der Konzepte „Transnationalitäts-“ und „Kulturtransferforschung“ verweist die Autorin, die als Kennerin des politischen, medialen wie humanitären Umgangs mit Folgen der Reaktorkatastrophe im ukrainischen Tschernobyl (1986) bestens ausgewiesen ist,¹ implizit also auf Grenzen des Transfers. Einerseits haben nämlich

1 Vgl. Melanie Arndt: Tschernobyl. Auswirkungen des Reaktorunfalls auf die Bundesrepublik Deutschland und die DDR, Landeszentrale für politische Bildung Thüringen 2012; und dies.

die „networks of concern“ Tschernobyl erst „als transnationale Katastrophe“ (S. 415) sichtbar gemacht. Arndt kann hierbei zeigen, wie die „Aushandlungsprozesse auf allen Ebenen [...] zwischen den Gastfamilien und den Kindern, den Gastfamilien und den Begleitpersonen, den Organisationen vor Ort und im Heimatland der Kinder, den Eltern der ‚Tschernobylkinder‘ und nicht zuletzt den staatlichen Institutionen“ zum Austausch von Ressourcen und „allen voran Wissen“ (S. 413) geführt haben. Andererseits wird aber auch deutlich, in welchem hohen Maße, trotz Katastrophen- und Auslandserfahrung, offensichtliche Widersprüche nebeneinander stehenbleiben konnten und von den Beteiligten – siehe oben – nicht zwangsläufig Schlussfolgerungen gezogen wurden, wie man sie in Deutschland vielleicht erwartet hätte.

Die verdienstvolle Untersuchung eines Länder und Kontinente übergreifenden Netzwerks von Privatpersonen, Politikern und nichtstaatlichen Organisationen jenseits der bisher vorherrschenden Beschränkung auf zivilgesellschaftliches Engagement, internationale Organisationen, Migration, Diaspora und interethnische Beziehungen oder Transkulturalität² nimmt in der Tat „transnationale“ Transferprozesse in den Blick. Eine Ausnahme bildet die Darstellung der internationalistischen Hilfe Kubas, dessen „Generalkonsul in Kiew als Erster auf den Hilferuf des ukrainischen Komsomol im Februar 1990 reagiert hatte“ (S. 206). Die Inselrepublik blieb das einzige Land, das „Tschernobylkinder“ im Rahmen eines staatlichen Programms medizinisch versorgt hat. Da ansonsten „in mehr als dreißig Staaten – von Australien bis Zypern“ (S. 419) nichtstaatliche Hilfsorganisationen tätig waren, konnte diese Vielzahl von Initiativen in einer einzelnen Studie verständlicherweise nicht aufgearbeitet werden.

Aufgrund des Umfangs der Hilfen und wegen der Bedeutung des Aufeinanderzugehens von Bevölkerungsgruppen, die sich bisher als verfeindet begriffen hatten, richtet Melanie Arndt den Fokus auf die „Belorussische Gemeinnützige Stiftung ‚Den Kindern von Tschernobyl‘“ und deren Zusammenarbeit mit US-amerikanischen NGOs der 1998 gegründeten Dachorganisation „Children of Chernobyl United States Alliance (CofCUSA)“. Materialreich und fakten gesättigt werden das Zustandekommen grenzüberschreitender zivilgesellschaftlicher Aktivitäten sowie die Bewältigung interkultureller Probleme (Kulturschock) beschrieben. Diese reichten von Missverständnissen, die beim Aufeinandertreffen von religiös motivierter Wohltätigkeit und sowjetischer säkularer Erziehung zwangsläufig entstanden, bis hin zum Konsumverhalten und einer sich ausbildenden Anspruchshaltung der Gäste.

Letzteres ist freilich nicht zu verwechseln mit der zunehmenden Emanzipation osteuropäischer Träger von „westlich“ gedachten Strategien der Konfliktbewältigung, wenn es

(Hrsg.): Politik und Gesellschaft nach Tschernobyl. (Ost-)Europäische Perspektiven, Berlin 2016. Die Autorin war u.a. von 2008 bis 2012 als Leiterin des internationalen Forschungsprojekts Politik und Gesellschaft nach Tschernobyl. Belarus, Ukraine, Russland (1986–2006) am Potsdamer Zentrum für Zeithistorische Forschungen tätig und verantwortete (zus. mit Klaus Gestwa, Universität Tübingen und Marc Elie, CNRS, Paris) von 2014 bis 2017 das Projekt Umweltzeitgeschichte der Sowjetunion und ihrer Nachfolgestaaten, 1970–2000. Ökologische Globalisierung und regionale Dynamiken am Leibniz-Institut für Ost- und Südosteuropaforschung (IOS) in Regensburg.

2 Vgl. u.a. Jörg Hackmann, Peter Oliver Loew: Transnationalität und Verflechtung im östlichen Europa. Forschungsgeschichte und Perspektiven, in: Jörg Hackmann, Peter Oliver Loew (Hrsg.): Verflechtungen in Politik, Kultur und Wirtschaft im östlichen Europa. Transnationalität als Forschungsproblem, Wiesbaden 2018.

beispielsweise um die Ablehnung einer Einbeziehung des belarussischen Staates ging. Dem gegenüber standen die moralischen Dilemmata der Helfenden, die darunter litten, dass „nur einem geringen Anteil der ‚Tschernobylkinder‘ geholfen werden konnte“ und es auch „zahllose hilfsbedürftige Kinder im eigenen Land gab“ (S. 328).

Aufgrund dieses Fundus an Einsichten und der Menge an Hinweisen auf Forschungsdesiderata – zu nennen wären hier insbesondere Fragen nach den „Führungsstile(n) in sozialen Bewegungen“ (S. 236), nach Auswirkungen der Reisen „auf die psychische Gesundheit der ‚Tschernobylkinder‘“ (S. 363) oder nach Impulsen für die „erhoffte Demokratisierung der Gesamtgesellschaft“ (S. 255) bzw. die nach der mobilisierenden, aber auch Enttäuschungen nach sich ziehenden „Romantik‘ des Engagements“ (S. 257) – werden deutsche Leser*innen die nur sporadische Berücksichtigung einschlägiger Initiativen aus Deutschland oder Italien bedauern. Diese kommen nur am Rande vor, im Zusammenhang mit politischen Skandalen wie dem Vorwurf der Veruntreuung von Spendengeldern in der „Frontal-Sendung des ZDF zum zehnten Jahrestag der Katastrophe am 30. April 1996“ (S. 256) bzw. anhand einzelner Momentaufnahmen wie dem 2010 in Italien verfilmten „Fall Vika Moroz“ (S. 380-384). Letzterer war allerdings wichtig, weil der Versuch der italienischen Gastfamilie, ihrem „Tschernobylkind“ die Rückkehr in ein belarussisches Kinderheim zu ersparen, zu diplomatischen Verwicklungen führte und endlich, nach einem ähnlich gelagerten Fall in den USA 2009, die Einstellung der Programme mit Belarus nach sich zog. Das Beispiel zeigt auf ernüchternde Weise, inwieweit das theoretische Konzept Transnationalität, das eigentlich auf Überwindung eines Denkens im Rahmen bloß nationaler Container zielt, praktisch doch an Staatlichkeit und nationale Politiken gebunden bleibt.³

Davon abgesehen sieht man, wie aufschlussreich ein Vergleich des US-amerikanischen mit dem Engagement in anderen Ländern gewesen wäre, da so die Vielgestaltigkeit von Motivationen und Handlungsweisen vor der Folie kultureller Prägungen der jeweiligen Länder noch besser hätte gezeigt und unterschiedliche wie ähnliche Verhaltensmuster einsichtig hätten aufgewiesen werden können. Dafür wären Kürzungen im vierten Kapitel vertretbar gewesen, das sich m.E. etwas zu ausführlich mit Aktivitäten einzelner Persönlichkeiten und zumeist karitativer Hilfsorganisationen beschäftigt. Mit Blick auf Transnationalität betrifft das auch das dritte Kapitel („Die sowjetischen ‚Tschernobylkinder‘“), wobei beide Abschnitte deshalb nicht unwichtig sind. Illustriert wird der viel zu wenig öffentlich verankerte Befund, nach dem es falsch sei, dem sowjetischen Staat pauschal vorzuwerfen, „er habe keinerlei Schutzmaßnahmen für seine Kinder und den Rest der Bevölkerung vorgenommen“ (S. 416). Interessant sind natürlich auch die späteren Schwierigkeiten in der Auseinandersetzung mit postsowjetischer Staatlichkeit.

Melanie Arndt gelingt es auf diese Weise überzeugend, das Ziel ihrer Studie einzulösen, „die sozialen und politischen Folgen des Zusammentreffens einer nuklearen Katastrophe mit dem Untergang einer Weltordnung – dem Kalten Krieg – mittels einer ‚Mikrogeschichte

3 Andreas Langenohl spricht in diesem Zusammenhang von der Notwendigkeit „diejenigen Arbeiten zu Transnationalisierung in Erinnerung zu halten, die den Staat und die Nation als nach wie vor höchst relevanten Akteur (Staat) und als ausgesprochen gebieterische Imagination (Nation) begreifen“, denn anzuerkennen seien „die Schließungsmacht staatlicher Institutionen und die Inklusions- und Exklusionsmacht der nationalen Idee“. Andreas Langenohl: Transnationalisierung aus Sicht der Soziologie und Anthropologie, in: Hackmann, Loew, Transnationalität (wie Anm. 2), S. 76.

des Globalen‘ am Phänomen der ‚Tschernobylkinder‘ zu untersuchen“ (S. 20). Hier kann sie für die westliche Seite den Beitrag des Programms für das Aufbrechen des überkommenen Blockdenkens und zur Etablierung eines neuen Bewusstseins „für die Vielfältigkeit des postsowjetischen Raumes“ (S. 332) zeigen. Für die östliche Seite wird sichtbar, welche Rolle die Auseinandersetzungen um die „Tschernobylkinder“-Verschickung für die Delegitimierung und letztendlich den Untergang der Sowjetunion gespielt haben, da erst durch die Beschäftigung mit dem Schicksal der Kinder „aus der kontrollierbaren Havarie in der Wahrnehmung der Bevölkerung eine Katastrophe großen Maßstabs werden konnte“ (S. 168).

Die beachtlichen Wirkungen, die der Aufbau des Hilfsnetzwerks und die Kinderreisen hatten, sind jedoch nicht der einzige Schwerpunkt der Untersuchungen. Mindestens ebenso wichtig ist die Herausarbeitung der kaum aufzulösenden Konflikte, die sich trotz aller Solidarität und Hilfsbereitschaft mit der Zeit aus der Ungleichheit der Ressourcen, aus dem daraus resultierenden paternalistischen Dominanzverhältnis der Helfenden zu den Bedürftigen und endlich aus dem Aufeinanderprallen eines eher individualistisch bzw. christlich motivierten Engagements mit Vorstellungen einer auf das Kollektiv gerichteten staatlichen Fürsorge ergaben. Dafür, dass solche Bruchlinien die Programme letztlich nicht in Frage stellten, sondern ihr Hintenanstellen Schritt für Schritt zu einer Professionalisierung führte, macht Melanie Arndt die besondere Aura des zu schützenden Kindes verantwortlich. Aus dieser Perspektive verwundert die gendermäßige „Selbstbefähigung (*empowerment*)“ durch die „Vernetzung zwischen aktiven Frauen“ (S. 324) kaum, bleibt dessen ungeachtet jedoch ein zu Recht herausgehobenes Resultat der einzigartigen Hilfsaktion. Eher von selbst versteht sich demgegenüber die Rolle interkultureller Erfahrungen von Millionen von Kindern, jungen Erwachsenen und ihren Begleiter*innen für deren Horizonterweiterung, auch wenn – siehe oben – „die Mehrheit der Bevölkerung [von Belarus, F. S.] und die politischen Funktionsträger*innen [...] sich nicht so einfach umerziehen [ließen]“ (S. 255). Die massiven, vor allem von der städtischen Jugend getragenen Proteste des Jahres 2020 gegen die Wahlfälschungen Lukaschenkos könnten diese Einschätzung allerdings relativieren. Insofern liefert die Arbeit mit Blick auf die Nachhaltigkeit transnationalen Kulturtransfers interessante aktuelle Anknüpfungsmöglichkeiten für eine weitere Beschäftigung mit dem Thema.

Abschließend seien die gute Lesbarkeit und das Bemühen um sachliche und ausgewogene Bewertung der geschilderten Vorgänge hervorgehoben.⁴ Man merkt dem Text die Betroffenheit der Autorin an, die in den 1990er Jahren als Freiwillige der Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste in der Stiftung Den Kindern von Tschernobyl und später in einem Kinderheim für „Tschernobylkinder“ in Minsk gearbeitet hat. Aus diesen persönlichen Verbindungen ergaben sich Möglichkeiten für Interviews, auf denen – unter Einbeziehung einer Fülle von Archivmaterial – die Studie basiert. Der Problematik, als Historikerin immer zugleich Teil der Geschehnisse zu sein, die sie aufarbeitet, ist sich Melanie Arndt bewusst. Einschränkend hebt sie hervor, „nur bedingt Einfluss auf die Auswahl ihrer Interviewpartner*innen“ gehabt zu haben, da die vermittelnden Organisationen wohl „eine Vorauswahl trafen“

4 Das gilt ungeachtet einiger im hier referierten Zusammenhang weniger relevanter Schwachpunkte, auf die Anna Veronika Wendland hingewiesen hat: In der Tat sind einige dosimetrische Angaben widersprüchlich und methodisch „kontrollierte, referierte internationale Langzeitstudien stehen unkommentiert als gleichwertige Position neben alarmistischen NGO-Quellen und nicht referierten Quellen“ (<https://www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-29537> vom 5.1.2021).

(S. 425), was für einen methodologisch bewussten und letztlich souveränen Umgang mit der Problematik eines zumindest in Teilen an der *oral history* orientierten Vorgehens spricht.

Im Ganzen sind die Wertungen und Ergebnisse der Arbeit daher gut nachvollziehbar und die zitierten Aussagen ehemaliger Verantwortlicher wie Betroffener illustrieren die widersprüchliche Dynamik der analysierten Prozesse: „Indem die Helfenden als authentische Expert*innen auftraten – Flyer entwarfen, Vorträge hielten und Interviews gaben – produzierten, ordneten und transferierten sie Wissen und Unwissen. Eine tiefgründige Gesamtschau der ökologischen, politischen und sozialen Lage in den Herkunftsländern der ‚Tschernobylkinder‘ ergab sich dabei in der Regel nicht.“ (S. 424) Diese Schlussfolgerung verweist über den thematischen Rahmen hinaus auf die Notwendigkeit differenzierter und eng am Gegenstand orientierter Analysen des netzwerkbasierten Kulturtransfers in transnationaler Perspektive, womit die Studie auf wichtige Aspekte zur Entwicklung des Konzepts hinweist. In diesem Sinne sei das Buch einer breiten Leserschaft wie auch Fachwissenschaftler*innen empfohlen.

Frank Steffen, Leipzig

Julia Austermann: Visualisierungen des Politischen. Homophobie und queere Protestkultur in Polen ab 1980, Bielefeld: transcript Verlag 2021, 370 S., ISBN: 978-3-8376-5403-5.

Homofeindlichkeit hat in der Republik Polen derzeit Konjunktur. Ein vorläufiger Höhepunkt der homofeindlichen Hetze wurde 2019 mit der Errichtung der sogenannten LGBT-freien Zonen (poln.: *strefy wolne od ideologii*, LGBT) erreicht. Eine Gemeinde, ein Landkreis (*powiat*) oder eine Woiwodschaft (*województwo*) kann sich als frei von LGBT-Ideologie erklären. Diese symbolpolitische Maßnahme zielt darauf ab, klar zu signalisieren: Menschen, die innerhalb dieser Zonen leben und nicht der heterosexuellen Norm entsprechen, sind nicht erwünscht. Sie werden stigmatisiert und ausgegrenzt. Im Sommer 2020 gab es etwa 50 Städte, Gemeinden, Landkreise und Provinzen, die diese Zonen errichtet hatten.¹ Seit dem Regierungsantritt der Partei Recht und Gerechtigkeit (*Prawo i Sprawiedliwość*) 2015 verdichtet sich die Feindlichkeit gegenüber nicht-heterosexuellen Menschen auch von staatlicher Seite.

Zu diesen brisanten gegenwärtigen Entwicklungen hat die Medienhistorikerin und Kulturwissenschaftlerin Julia Austermann 2019 eine Dissertation vorgelegt. In ihrer Arbeit erforscht sie polnische Text- und Bildkonvolute aus den Jahren von 1980 bis 2015, die Auskunft geben über Homophobie sowie deren Sichtbarmachung und Bekämpfung. Der Umgang mit einer Minderheit beleuchtet die Verfasstheit der Mehrheitsgesellschaft. Welche Normen und Werte bestimmten das Zusammenleben in verschiedenen polnischen politischen Systemen? Wer gehörte dazu, wer nicht? Wer wurde sichtbar gemacht, wer musste unsichtbar bleiben? Und was hat dies mit der Gegenwart zu tun?

Julia Austermann forscht am Zentrum für Gender Studies der Universität Siegen zu visueller Kultur, Mediengeschichte, Queerer Geschichte und versteht ihre Arbeit explizit als Teil einer Geschichte der Homosexualität in Polen.

1 „Atlas Nienawiści – Atlas of Hate“, <https://atlasnienawisci.pl/> [letzter Zugriff: 2.3.2022].